

GENEALOGIA MAGISTRORVM MEORVM

DIE GENEALOGIE MEINER GEISTIGEN UND MENSCHLICHEN BILDUNG

GENEALOGIA FORMATIONIS MEÆ - DE MAGISTRIS ET HEREDITATE SPIRITVS

PROÆMIVM · Über meine Lehrer und das geistige Erbe

Es gibt ein Erbe, das weder durch Blutsverwandtschaft weitergegeben noch in Testamenten verfügt werden kann und das sich jeder Bestandsaufnahme entzieht. Es ist jenes unsichtbare Vermächtnis, das wir den Menschen verdanken, die uns im Laufe unseres Lebens nicht nur gelehrt haben, die Welt zu erkennen, sondern vor allem, uns unserer Verantwortung ihr gegenüber bewusst zu werden. Denn kein Mensch ist der alleinige Urheber seines Denkens. Selbst in seinen tiefsten Überzeugungen klingen, oftmals unhörbar, die Stimmen jener nach, die ihn einst das Denken lehrten.

Wenn ich in meinem Lebensweg — so vielfältig in seinen geographischen Stationen und doch so beharrlich in seinen geistigen Fragestellungen — einen durchgehenden Faden erkenne, dann ist es die Treue zu einer Berufung, die sich niemals damit begnügen wollte, menschliches Leiden auf eine bloße Systematik von Symptomen oder die Existenz auf ihre biologischen Funktionszusammenhänge zu reduzieren. Mein lebenslanges Bemühen, die verborgenen Tiefen und Labyrinth der menschlichen Seele zu erkunden, jener unerschöpfliche innere Antrieb, der mich von der Medizin zur Philosophie, von der Psychopathologie zur Kulturgeschichte geführt hat, verdankt sich ebenso meiner eigenen Wissbegierde wie jenen Menschen, die sie zu nähren, ihr eine Richtung zu geben und sie bisweilen durch heilsamen Widerspruch zu prüfen wussten.

Ich verstehe diese Seiten daher weder als Aufzählung akademischer Verdienste noch als selbstgefällige Rückschau auf meinen beruflichen Werdegang. Sie sind vielmehr der Versuch, einer geistigen und sittlichen Herkunft nachzuspüren. Denn während sich die Biographie eines Menschen anhand der Ereignisse nachzeichnen lässt, die sein Leben geprägt haben, verlangt die Genealogie seines Denkens nach der Anerkennung jener, die — häufig ohne es selbst zu ahnen — die Richtung seiner Fragen bestimmt haben. Und kaum eine Schuld lässt sich schwerer abtragen als die Dankesschuld gegenüber denen, die uns das Verstehen lehrten.

Mein erster Lehrer war mein Vater, Dr. Carlos Chada. Als Jurist und Richter von Beruf, vor allem aber als Mensch von unbestechlicher sittlicher Integrität, vermittelte er mir bereits in meiner Kindheit eine Einsicht, die mir keine Universität hätte schenken können: Der wahre Wert eines Menschen bemisst sich nicht an der Macht, über die er verfügt, sondern an der Gerechtigkeit, mit der er sie ausübt, und an seiner Aufmerksamkeit für jene, denen Macht und Schutz versagt bleiben. Sein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein, seine persönliche Lauterkeit und seine besondere Fürsorge für die Schwächsten waren meine erste Schule der Menschlichkeit. Lange bevor ich lernte, seelisches Leiden psychopathologisch zu erkennen, hatte ich von ihm gelernt, dem Leiden des Mitmenschen gegenüber niemals gleichgültig zu bleiben.

Wenn ich später einen Beruf wählte, der mich täglich mit den tiefsten Verletzlichkeiten des menschlichen Daseins konfrontieren sollte, so erkenne ich in diesem väterlichen Vorbild eine der ältesten und beständigsten Wurzeln meiner Berufung. Mein Vater hinterließ mir keine Lehre im doktrinären Sinne: Er vermittelte mir eine Weise, in der Welt zu stehen. Vielleicht gibt es kein dauerhafteres Vermächtnis.

Mein Medizinstudium an der Katholischen Universität Córdoba, einer Hochschule jesuitischer Tradition, fügte diesem familiären Erbe die Strenge ignatianischer Unterscheidung hinzu: die Bereitschaft zur gewissenhaften Selbstprüfung, die Forderung, Wissen von Weisheit zu unterscheiden, und die Überzeugung, dass selbst die höchste wissenschaftliche Kompetenz den Menschen niemals seiner sittlichen Verantwortung enthebt. Diese Erziehung, die geistige Bildung und Wissensbildung nicht voneinander trennte, hinterließ in mir eine Prägung, die ich bis heute in meinem persönlichen Leben, in meiner ärztlichen Tätigkeit und in meiner universitären Lehre wiedererkenne.

Damals begann sich eine Überzeugung herauszubilden, die mich seither nicht verlassen hat: Die Medizin bedarf der Wissenschaft; soll sie jedoch wahrhaft menschlich bleiben, so bedarf sie ebenso des Gewissens.

Während meiner ersten Jahre in der psychiatrischen Weiterbildung hatte ich das Privileg, zwei außergewöhnlichen Lehrern zu begegnen, deren Einfluss weit über die bloße Vermittlung fachlichen Wissens hinausreichte.

Professor Héctor Alfredo Ferrari, Inhaber des Lehrstuhls für Psychiatrie an der Nationalen Universität Córdoba, gehörte zu jener seltenen Art akademischer Persönlichkeiten, deren Autorität gleichermaßen aus geistiger Tiefe und uneigennütziger Großzügigkeit gegenüber jüngeren Generationen erwächst. Seine phänomenologische Annäherung an die Psychiatrie ließ mich früh begreifen, dass psychische Erkrankung nicht ausschließlich als klassifizierbare Funktionsstörung verstanden werden kann, sondern zugleich eine tiefgreifende Veränderung des innersten Daseinserlebens darstellt. Bei ihm lernte ich jene oft übersehene Kluft zu erkennen, die zwischen der Beschreibung eines Symptoms und dem Verstehen der Welt liegt, in der der leidende Mensch lebt.

Professor Eduardo Luis Mahieu, unmittelbarer Schüler des bedeutenden französischen Psychiaters Henri Ey und einer der frühesten Vertreter der organodynamischen Schule in Argentinien, verdanke ich einen wesentlichen Teil des begrifflichen Fundaments meines psychiatrischen Denkens. Seine Lehre führte mich zu einem integrativen Verständnis des Seelenlebens, in dem biologische Strukturen und die dynamische Organisation des Bewusstseins keine gegensätzlichen Wirklichkeiten darstellen, sondern untrennbare Dimensionen menschlicher Existenz.

Über eine klinische Ausbildung von großer Strenge hinaus vermittelte er mir einen methodischen Grundsatz, der mich über Jahrzehnte begleiten sollte: Misstrauen gegenüber jeder Erklärung, die vorgibt, die Komplexität des Menschen zu erhellen, und sie dabei in Wahrheit verarmt.

Ferrari und Mahieu verkörperten, jeder aus seiner eigenen Denktradition heraus, zwei grundlegende Strömungen meiner frühen Ausbildung. Sie waren weit mehr als Lehrer eines medizinischen Fachgebiets. Sie prägten die Art, wie ich psychische Krankheit zu befragen begann, und — was noch entscheidender war — meine Haltung gegenüber dem Menschen, der an ihr leidet.

Meine europäischen Jahre sollten diesen Horizont beträchtlich erweitern und mir die unmittelbare Begegnung mit einigen jener geistigen Traditionen ermöglichen, die die moderne Psychiatrie und die Philosophie der Gegenwart entscheidend geprägt haben.

An der University of Cambridge begegnete ich in Professor Germán Elías Berrios, einem der international bedeutendsten Vertreter der Begriffsgeschichte und Erkenntnistheorie der Psychiatrie, einem Gelehrten, dessen Einfluss für die Reifung meines psychopathologischen Denkens bestimmend werden sollte. Als Betreuer meiner Arbeit zum Master of Philosophy lehrte er mich, der scheinbaren Selbstverständlichkeit klinischer Begriffe mit kritischer Distanz zu begegnen und zu erkennen, dass auch jene Kategorien, mit denen wir psychische Krankheit beschreiben, ihre eigene Geschichte, ihre sprachliche Genealogie und ihre erkenntnistheoretischen Voraussetzungen besitzen.

Durch Berrios begriff ich, dass keine psychopathologische Beschreibung vollständig von den geschichtlichen Bedingungen gelöst werden kann, unter denen sie überhaupt erst möglich wurde. Symptome sprechen nicht aus sich selbst heraus. Wir befragen sie durch überlieferte Begriffssysteme, die mitunter verändert, allzu häufig jedoch ungeprüft übernommen werden und deren Grundlagen einer beständigen kritischen Durchdringung bedürfen.

Diese Einsicht veränderte mein Verhältnis zur Psychopathologie von Grund auf. Sie erschien mir nicht länger ausschließlich als deskriptive Wissenschaft, sondern zugleich als kritische Untersuchung der Bedingungen psychiatrischer Erkenntnis — als eine Genealogie jener Denkformen, durch die wir das psychisch Abweichende überhaupt erst wahrnehmen, benennen und zu verstehen versuchen.

Nicht weniger prägend, wenngleich einer anderen geistigen Tradition entstammend, war meine persönliche und intellektuelle Begegnung mit Professor Umberto Galimberti, Philosoph und jungianisch orientierter Psychotherapeut, der meine europäische Doktorarbeit in Philosophie während meiner Studienjahre zwischen Venedig und Padua betreute.

Seine geistige Begleitung bedeutete für mich weit mehr als einen weiteren Abschnitt universitärer Ausbildung. Während jener Jahre, die ich in Venedig, La Serenissima, verbrachte, eröffneten mir die Gespräche mit Galimberti einen vertieften Zugang zu einer philosophischen Tradition, die — aus Phänomenologie und philosophischer Anthropologie schöpfend — den Anspruch einer ausschließlich funktionalen Erklärung menschlicher Erfahrung einer grundlegenden Kritik unterzogen hatte.

Galimberti hatte als noch sehr junger Philosophiestudent das außergewöhnliche Privileg gehabt, Karl Jaspers während eines Studienaufenthaltes in Basel Mitte der 1960er-Jahre persönlich zu begegnen. Diese Begegnung mit einer der herausragenden Gestalten der Psychopathologie und Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts hinterließ tiefe Spuren in seiner eigenen geistigen Entwicklung.

So erkenne ich in meiner Ausbildung bei Galimberti eine besondere philosophische Traditionslinie: Durch einen Menschen, der Jaspers noch persönlich begegnet war, durfte ich etwas von jenem Jaspers'schen Denken aufnehmen, für das der Mensch niemals restlos in einem geschlossenen Erklärungssystem aufgeht.

Damit beanspruche ich keineswegs eine unmittelbare Schülerschaft, die mir geschichtlich nicht zukommt. Vielmehr geht es mir um die Kontinuität geistiger Überlieferung. Denn große Gedanken enden nicht notwendig mit dem Leben jener, die sie zuerst ausgesprochen haben. Sie leben in ihren Schülern fort, verwandeln sich in neue Fragen und entfalten in anderen Zeiten und anderen Bewusstseinswelten Möglichkeiten ihrer Fruchtbarkeit, die selbst ihre Urheber kaum hätten vorausahnen können.

Von Galimberti empfangen ich insbesondere die Ermutigung, eine Überzeugung zu vertiefen, die ich heute als grundlegend für mein Verständnis der Psychiatrie betrachte: Eine Heilkunde der Seele, die auf Philosophie verzichtet, läuft Gefahr, immer mehr über Krankheiten zu wissen und zugleich immer weniger von dem Menschen zu verstehen, der an ihnen leidet.

Später hatte ich an der Universität Salamanca, während des Abschlusses meines europäischen Doktorats in Medizin und Psychiatrie, erneut das Glück, von akademischen Lehrern von besonderem Rang begleitet zu werden. Mein Dank gilt hier Professor Antonio Pérez Urdániz von der Universität Salamanca sowie Professor Tomás Ortiz Alonso, einem angesehenen Vertreter der Neurowissenschaften und Neuropsychiatrie an der Universidad Complutense de Madrid, die während dieser Phase meiner wissenschaftlichen Ausbildung wichtige Aufgaben der Betreuung und Leitung übernahmen.

Ihre jeweiligen wissenschaftlichen Perspektiven bereicherten ein Verständnis von Psychiatrie, das ich niemals zwischen seinen neurobiologischen Grundlagen und der subjektiven Dimension menschlicher Erfahrung aufspalten wollte. In ihrer Lehre fand ich jene wissenschaftliche Strenge, die erforderlich ist, um einen fruchtbaren Dialog zwischen Disziplinen aufrechtzuerhalten, die allzu oft lieber aneinander vorbeireden, als sich ihrer eigenen Grenzen bewusst zu werden.

Zu dieser geistigen Genealogie gehört ebenso Professor Dominique Pringuey von der Universität Nizza, Schüler von Arthur Tatossian, einer der bedeutenden Gestalten der französischen phänomenologischen Tradition. Seine geistige Herkunft stand in der Nachfolge jener psychopathologischen Denkweise, die das Erleben des Kranken aus den Strukturen seiner Lebenswelt heraus zu verstehen sucht, anstatt ihn lediglich aus der Außenperspektive einer nosographischen Klassifikation zu betrachten.

In seiner Lehre begegnete mir eine weitere Ausprägung jener Tradition, die — ungeachtet ihrer unterschiedlichen Schulen, Sprachen und Ausdrucksformen — mein Denken seit den Anfängen meiner Ausbildung begleitet hatte.

Es wäre jedoch ein Ausdruck geistiger Undankbarkeit, diese Erinnerung auf die bisher genannten Namen zu beschränken. Auch unzählige Kollegen, Hochschullehrer und Studierende, denen ich in Seminaren, Kliniken, auf internationalen Kongressen und an Universitäten begegnete, haben zu meiner Bildung beigetragen: Jena, die Humboldt-Universität zu Berlin, Coimbra, Montpellier, Oxford und zahlreiche andere Orte, die den Weg eines der Erkenntnis gewidmeten Lebens begleiten.

Manche hinterließen durch jahrelange akademische Verbundenheit bleibende Spuren; andere vermochten dies im kurzen Augenblick eines einzigen Gesprächs. Denn nicht selten beginnt die eigentliche Universität dort, wo die Vorlesung endet: wenn man die Hörsäle verlässt und das Denken seinen Weg im Gespräch bei Tisch, auf einem Spaziergang oder im freundschaftlichen Widerspruch zweier Menschen fortsetzt, die sich ihrer eigenen Unvollständigkeit hinreichend bewusst sind, um voneinander lernen zu können.

Mit den Jahren habe ich darüber hinaus verstanden, dass Lehren niemals eine Einbahnstraße ist. Meine eigenen Studierenden haben mich durch unerwartete Fragen, Einwände und bisweilen durch ihren fruchtbaren intellektuellen Widerspruch dazu gezwungen, Überzeugungen erneut zu prüfen, die ich längst für gesichert hielt.

Ein Hochschullehrer, der aufhört, von seinen Studierenden zu lernen, hat vielleicht bereits, ohne es zu bemerken, begonnen, einen wesentlichen Teil seiner Berufung preiszugeben.

Und ebenso wenig darf ich meine Patienten vergessen. Von ihnen habe ich Einsichten gewonnen, auf die mich kein Lehrbuch hätte vorbereiten können. Ihre Lebensgeschichten, ihr Schweigen und die oft unaussprechlichen Gestalten ihres Leidens haben mich gelehrt, dass menschlicher Schmerz eine eigene Sprache besitzt, die jeder Theorie vorausgeht, und dass klinische Demut genau dort beginnt, wo die Reichweite unserer Erklärungen endet.

Meine Lehrer lehrten mich, über die *conditio humana* nachzudenken; meine Patienten lehrten mich, sie in ihrer unverhüllten Verletzlichkeit zu erkennen.

Nach mehr als drei Jahrzehnten psychiatrischer Tätigkeit bin ich zu der Einsicht gelangt, dass Lehren nicht lediglich bedeutet, erworbenes Wissen weiterzugeben, sondern eine höhere Form der Dankbarkeit gegenüber jenen darstellt, die uns vorausgegangen sind.

Jedes Mal, wenn ich einen universitären Hörsaal betrete, begleiten mich — auch wenn niemand es wahrnehmen kann — unzählige Lehrer. Ihre Stimmen leben in meinen Fragen fort, ihre Lehren in meinen Zweifeln und ihre Ansprüche in jener fruchtbaren Unzufriedenheit, die es mir unmöglich macht, meine eigene Bildung jemals als abgeschlossen zu betrachten.

Ich erkenne keinen Widerspruch zwischen der Strenge des Wissenschaftlers und dem sittlichen Gewissen des Arztes, ebenso wenig wie zwischen dem Erkenntnisstreben des Philosophen und der Empfindsamkeit jenes Menschen, der angesichts fremden Leidens eine Verantwortung anerkennt, die sich nicht an andere abtreten lässt.

Vielmehr bin ich überzeugt, dass die Fruchtbarkeit meines eigenen Weges gerade aus dem unablässigen Gespräch zwischen Wissensformen erwachsen ist, die ich niemals als voneinander abgeschlossene Gebiete verstanden habe.

Goethe lässt in seinem Faust die Worte sprechen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Und José Ortega y Gasset formulierte jenen für seine Philosophie grundlegenden Gedanken:

„Ich bin ich und meine Umstände; und wenn ich sie nicht rette, rette ich auch mich nicht.“

Zwischen diesen beiden Einsichten erkenne ich einen wesentlichen Teil meiner eigenen Lebensgeschichte.

Gewiss sind wir Erben einer biologischen Konstitution, die wir nicht selbst gewählt haben. Doch ebenso sind wir das niemals abgeschlossene Ergebnis unserer Erfahrungen, jener Bücher, die uns verwandelt haben, jener Begegnungen, die unsere Gewissheiten erschütterten, und jener Menschen, die unserem Lebensweg eine unerwartete Richtung gaben.

Unser genetisches Erbe setzt bestimmte Bedingungen unserer Existenz; unsere Biographie aber verleiht ihnen, in ihrer unablässigen Auseinandersetzung mit der Welt, Gestalt und Bedeutung.

Kein Mensch bildet sich vollständig aus sich selbst heraus. Selbst das, was wir für unser Innerstes halten — unsere Gedanken, unsere Überzeugungen, unsere Empfindsamkeit — trägt sichtbar oder verborgen die Spuren anderer Menschen.

Wir sind zugleich das lebendige Gedächtnis jener, die uns das Sehen lehrten, die uns zurechtwiesen, ohne uns zu demütigen, und die, im Vertrauen auf unsere Möglichkeiten, von uns verlangten, über die Grenzen hinauszuwachsen, die wir selbst für die unseren hielten.

Diese Seiten sollen daher nicht als Würdigung eines individuellen Lebensweges verstanden werden, sondern als Anerkennung einer Schuld, die kein Werk, wie umfangreich es auch sein mag, jemals vollständig begleichen kann. Sollte sich in dem, was ich gelehrt, ärztlich getan oder geschrieben habe, etwas von geistigem oder menschlichem Wert finden, so gehört ein wesentlicher Teil davon jenen, die mir vorausgingen und mich auf meinem Weg begleitet haben.

Denn letztlich sind wir nicht nur das, was wir geworden sind, sondern auch das, was andere Menschen uns durch ihre Einsicht, ihr Vorbild und ihre Großzügigkeit zu werden ermöglicht haben.

Und wenn ich denen, die nach mir kommen, einen einzigen Gedanken hinterlassen dürfte, so wäre es vielleicht dieser:

„Die wahre Größe eines Lehrers besteht nicht darin, sein eigenes Denken fortzuschreiben, sondern ein Bewusstsein zu wecken, das über ihn hinauszudenken vermag. Denn nur der verdient den Namen eines Meisters, der in der Weitergabe seines Wissens die Überwindung seiner selbst zum edelsten Teil seines Vermächtnisses macht.“

Dr. ACTVARIVS

Consideración filológica: cinco decisiones especialmente importantes

En esta recreación alemana hay cinco expresiones que, a mi juicio, enriquecen el texto respecto de sus versiones romances.

Concepto alemán	Matiz filosófico
<i>Bildung</i>	No significa simplemente formación académica, sino el proceso inacabado por el cual una persona se cultiva y se transforma interiormente.
<i>Geistige Herkunft</i>	Procedencia intelectual y espiritual. Permite hablar de los maestros como parte constitutiva de nuestra identidad, no solamente como influencias externas.
<i>Daseinserleben</i>	La vivencia del propio existir. Aproxima el texto al universo de la fenomenología y de la psicopatología alemana.
<i>Lebenswelt</i>	El mundo vivido, concepto de especial relevancia en Husserl y en la tradición fenomenológica.
<i>Gewissen</i>	La conciencia moral, distinta de <i>Bewusstsein</i> , la conciencia en sentido psicológico o fenomenológico. Una distinción esencial en este ensayo.

Hay, además, una resonancia particularmente significativa en el cierre: über ihn hinauszudenken —pensar más allá del propio maestro—. No significa rechazarlo, sino prolongar creativamente aquello que su enseñanza hizo posible.

Conservaría esta versión alemana como un texto autónomo, no subordinado al original castellano. Su título, Die Genealogie meiner geistigen und menschlichen Bildung, y la referencia a Goethe le confieren una unidad especialmente apropiada para la tradición intelectual de Jaspers y para la dimensión filosófica de *De Humanæ Animæ Fabrica*.